

Print-Veröffentlichung

Medium	Weser-Kurier		
Datum	Donnerstag, 28. Dezember 2023		
Auflage	123.468	Anzeigenäquivalenz	20.891 €
Verbreitung	Bremen & Umland		
Platzierung	Seite 10 (von 28), Rubrik „Bremen“		

Obdachlosigkeit: Wie bedürftigen Menschen in der Stadt geholfen wird



Alice Marie Ahlers lebt seit August vergangenen Jahres in einer Wohnung, die ihr über das Projekt Housing First vermittelt wurde.

"Das ist mein Zuhause, volle Kanne"

Alice Marie Ahlers mag es farbenfroh. Gelb wie die Sonne. Grün wie Pflanzen. Blau und türkis wie das Meer. „Die Küche ist mein Sonnentzimmer“, sagt die 39-Jährige. Seit August vergangenen Jahres lebt sie in ihrer Wohnung, die Zimmer hat sie in unterschiedlichen Farben gestaltet. „Das ist mein Zuhause, in dem ich mich wahnsinnig wohlfühle, volle Kanne. Mein Leben geht in die richtige Richtung“, sagt sie.

Ein Gefühl, das die Bremerin viele Jahre nicht kannte. Ahlers lebte immer wieder auf der Straße, hat auf dem Sofa bei Freunden übernachtet, in einem Zelt im Wald campiert. „Ich war schon in jungen Jahren viel draußen, bin auch immer wieder abgehauen, es gab Konflikte mit der Familie und psychische Probleme“, sagt Ahlers. Im Sommer vergangenen Jahres ist sie von einem Betreuer auf Housing First angesprochen worden – wenige Wochen später ist sie eingezogen.

Was ist Housing First?

Das Projekt richtet sich an Menschen wie die 39-Jährige. Menschen, die auf der Straße leben, ihr Leben verändern, Probleme angehen wollen – und als Allererstes ein Zuhause brauchen. „Dafür steht der Name des Projekts“, erklärt Housing-First-Geschäftsführer Moritz Muras. „Die Wohnung ist der Anfang von allem, dann folgt die weitere Stabilisierung.“ Ziel sei es, wohnungs- und obdachlose Menschen in reguläre Mietverhältnisse zu bringen. Die Teilnehmer sollen sich aus einem eigenen, sicheren Umfeld heraus um ihre Probleme kümmern können. „So wie jeder andere auch, Wohnen ist ein elementares Menschenrecht. Wir vermitteln keine vorübergehende Unterkunft, sondern ein Zuhause“, betont Muras.

Vor gut zwei Jahren ist Housing First in Bremen als Modellprojekt gestartet, zur Umsetzung haben sich die Vereine Wohnungshilfe und Hoppenbank zusammengeschlossen. Das Projekt wird laut Muras vom Sozialressort mit jährlich mit einem Budget von 400.000 Euro gefördert.

Wie viele Wohnungen wurden bezogen?

„Bislang konnten wir 34 Menschen in Wohnungen vermitteln“, sagt Geschäftsführerin Svenja Böning. „Zwei Menschen sind gestorben, zwei weitere mussten aufgrund von Räumungen ausziehen. Alle anderen leben dort nach wie vor.“ Hauptvermieter seien die Brebau und Vonovia, die Mietverträge werden direkt mit den Teilnehmern geschlossen.

Wie erfahren die Menschen von dem Angebot?

Etwa über Streetworker, gesetzliche Betreuer oder andere Anlaufstellen. „Inzwischen ist das Projekt in der Szene aber so gut bekannt, dass sich die Menschen auch direkt an uns wenden“, sagt Böning. „Die Nachfrage ist deutlich größer als das Angebot. Mit mehr Personal könnten wir mehr Menschen aufnehmen, dafür reicht aber das Budget nicht.“

Wer gehört zur Zielgruppe und wie läuft die Vermittlung?

Voraussetzung ist laut Muras, dass die Menschen mindestens ein Jahr auf der Straße leben, aus unterschiedlichen Gründen keinen Zugang zum Regelsystem und einen Leistungsanspruch haben, damit eine dauerhafte Mietzahlung gesichert ist. „Dann folgt ein Aufnahmeverfahren, wobei auch die gesundheitliche Situation, psychische und Suchtprobleme besprochen werden. „Manche möchten etwa vor dem Einzug eine Entgiftung machen“, erklärt Böning. „Wir fragen die Klienten, wie sie wohnen möchten. Ob ein Kinderzimmer benötigt wird, Balkon oder Garten, Anbindung an den ÖPNV, in welchem Stadtteil sie leben möchten.“ Manche suchten ganz bewusst Distanz vom bisherigen Umfeld. Die Entscheidung fällt laut Böning im Team: „Einzugstermin ist nach etwa sechs bis zehn Wochen.“

Wie sieht die weitere Begleitung aus?

Zwei Jahre lang werden die Teilnehmer von Housing First begleitet, bekommen Betreuer zur Seite gestellt. „Der Einzug ist eine besonders intensive Zeit“, erklärt Böning. „Das Leben in einer Wohnung ist nicht selten gewöhnungsbedürftig. Manche schlafen zunächst auf dem Fußboden oder schlagen ihr Zelt auf, ein Teilnehmer ist in der ersten Zeit nur zum Duschen nach Hause gekommen.“

Generell sei einmal in der Woche ein Kontakt vorgesehen. Die Sozialarbeiter unterstützen bei praktischen Dingen rund um Wohnen und Haushalt, beim Kauf von Möbeln und Lebensmitteln, erkunden gemeinsam mit den Teilnehmern ihr neues Umfeld, helfen bei Behördengängen. Zentrale Themen seien Sucht- und Schuldnerberatung. „Wir machen keine Vorgaben, sondern unterstützen. Im Mittelpunkt steht die Frage: Was ist es, was Du gerade bearbeiten möchtest?“, sagt Böning. Häufig gehe es auch um das Thema Familie, etwa den Kontakt zu Kindern wieder aufzunehmen.

Welche Bilanz ziehen die Organisatoren bisher?

„Die Menschen, die einziehen, bleiben“, betont Muras. „Housing First ist ein wirksamer Ansatz, um Obdachlosigkeit nachhaltig zu überwinden. Das zeigt sich bundesweit.“ Muras ist Mitbegründer des Bundesverbands Housing First, in dem 22 Projekte organisiert sind. Mehr als 90 Prozent der Menschen wohnten langfristig in einem stabilen Mietverhältnis in guter Nachbarschaft. Die körperliche und seelische Gesundheit verbessere sich erheblich. „Die soziale Integration in der Nachbarschaft und auf dem Arbeitsmarkt gelingt besser als bei allen bisher bekannten Konzepten der Obdachlosenhilfe“, so ein Fazit des Verbands.

Wie geht es mit dem Bremer Projekt weiter?

„Wir hoffen, dass Housing First in Bremen Bestandteil der Regelversorgung mit einer gesicherten Finanzierung wird“, sagt Muras. „Dieses Ziel ist im Koalitionsvertrag formuliert.“ Das politische Interesse sei da. „Allerdings bereitet uns auch die Haushaltslage Sorgen.“

Was sagen die Teilnehmer?

Vor dem Einzug sei sie skeptisch gewesen, sagt Ahlers. „Mir war nicht klar, warum ich zuerst eine Wohnung brauche, um Probleme angehen zu können. Ärzte hatten mich für eine Therapie abgelehnt, ich wurde als Obdachlose herumgeschoben.“ Schließlich habe sie eingesehen, dass ein Zuhause ihr die Stabilität gebe, die sie für alle anderen Dinge benötige. „Ich kann Freunde einladen, ein soziales Leben führen, wie es vorher nicht möglich war. Volle Kanne.“

Marode Brücke führt zu kuriosen Verkehrslösungen

Eine Glosse von Felix Wendler



Die Bürgermeister-Smidt-Brücke ist für Fußgänger voraussichtlich bis zur zweiten Januarwoche gesperrt. FOTO: CHRISTINA KUHAUPT

Der kostenlose Nahverkehr kommt, na endlich! Innovationstreiber ist ausgerechnet die marode Bremer Verkehrsinfrastruktur, aber man weiß ja: Die besten Ideen entstehen aus der Not heraus. Weil die Bürgermeister-Smidt-Brücke für Fußgänger gesperrt wurde, kutschiert die BSAG alle Fahrgäste vom 28. Dezember an kostenlos über die Weser. Das Angebot gilt ausdrücklich nur zwischen den Haltestellen Am Brill und Westerstraße, aber der Horizont reicht natürlich weiter als zwei Stationen. Die Fenster von Bus und Bahn bieten einen schönen Ausblick: Weser, Schlachte, Teerhof. Könnte schlechter sein. Für sparsame Touristen eine Chance, für Anbieter professioneller Stadtrundfahrten ein Graus.

Etwas zu kurz ist sie vielleicht, die Fahrt mit der BSAG, um alle Sehenswürdigkeiten entsprechend würdigen zu können. Die Stephanibrücke zum Beispiel, bundesweit bekannt für ihre Vorreiterrolle bei der Fuß- und Radwegsperrung. Wer beim Sightseeing nichts verpassen will, dreht einfach mehrere Runden zwischen Brill und Westerstraße. Oder, bislang ein Geheimtipp, man setzt auf den Bus im Feierabendverkehr, um die Fahrtdauer zu erhöhen.

Dann bleibt auch genug Zeit, sich darüber Gedanken zu machen, ob zehn Fußgänger in einem Bus weniger wiegen als zehn Fußgänger auf einem Fußweg, oder ob das einfach zu kurz gedacht ist. Und wenn der Verkehr lange genug stockt, kann man vielleicht sogar als Augenzeuge miterleben, wie der Fußweg wieder freigegeben wird und das Experiment kostenlos Nahverkehr endet. Hoffentlich drückt der Kontrolleur dann ein Auge zu.

Bremen hilft bei Digitalisierung

Online-Anträge für Elterngeld

Bremen. In Bremen und in Berlin kann man Elterngeld bereits digital beantragen. Diese Leistung können Eltern erhalten, wenn sie nach der Geburt ihres Kindes einige Monate nicht oder weniger arbeiten. Doch in den restlichen Bundesländern ist ein Online-Antrag bisher noch nicht möglich. Ab Januar 2024 soll nun nicht mehr der Bund, sondern die Länder verantwortlich sein für die digitale Beantragung von Kindergeld. Im Zuge dessen werde Bremen die Verantwortung für den Betrieb des Elterngeld-OnlineDienstes übernehmen. Das teilt die Finanzbehörde mit. Bremen werde das System als Betreiberin auch anderen interessierten Bundesländern zur Mitnutzung anbieten, heißt es in einer Pressemitteilung.

„Wir freuen uns, den Staffelnab für ‚Elterngeld Digital‘ ab 2024 vom Bundesfamilienministerium zu übernehmen“, so Finanzstaatsrat Martin Hagen. „Wir wollen dafür sorgen, dass bald Eltern in ganz Deutschland Elterngeld online beantragen können.“

Antrag per Mausclick

Um über das Portal „Elterngeld Digital“ einen Antrag zu stellen, müssen sich Eltern zunächst für ein zentrales Konto für Online-Anträge bei verschiedenen Behörden anmelden, und zwar über die Webseite der Bund-ID. Danach füllen die Antragstellenden alle Formulare online aus. Nachweise wie zum Beispiel Gehaltsberechnungen oder die Arbeitgeberbescheinigung können digital hochgeladen werden.

In Bremen und in Berlin kann der Antrag dann schon jetzt per Mausclick abgeschickt werden. In den anderen Bundesländern müssen Eltern den Antrag im Moment noch ausgedruckt und unterschrieben an die Elterngeldstelle senden. In Zukunft solle dieser Schritt aber auch dort entfallen, heißt es vom Bremer Finanzressort. SSU

OBDACHLOSIGKEIT: WIE BEDÜRFTIGEN MENSCHEN IN DER STADT GEHOLFEN WIRD



Alice Marie Ahlers lebt seit August vergangenen Jahres in einer Wohnung, die ihr über das Projekt Housing First vermittelt wurde.

FOTO: CHRISTINA KUHAUPT

„Das ist mein Zuhause, volle Kanne“

VON SABINE DOLL

Alice Marie Ahlers mag es farbenfroh. Gelb wie die Sonne. Grün wie Pflanzen. Blau und türkis wie das Meer. „Die Küche ist mein Sonnenzimmer“, sagt die 39-Jährige. Seit August vergangenen Jahres lebt sie in ihrer Wohnung, die Zimmer hat sie in unterschiedlichen Farben gestaltet. „Das ist mein Zuhause, in dem ich mich wohlfühle, volle Kanne. Mein Leben geht in die richtige Richtung“, sagt sie.

Ein Gefühl, das die Bremerin viele Jahre nicht kannte. Ahlers lebte immer wieder auf der Straße, hat auf dem Sofa bei Freunden übernachtet, in einem Zelt im Wald campiert. „Ich war schon in jungen Jahren viel draußen, bin auch immer wieder abgehauen, es gab Konflikte mit der Familie und psychische Probleme“, sagt Ahlers. Im Sommer vergangenen Jahres ist sie von einem Betreuer auf Housing First angesprochen worden – wenige Wochen später ist sie eingezogen.

Was ist Housing First?

Das Projekt richtet sich an Menschen wie die 39-Jährige. Menschen, die auf der Straße leben, ihr Leben verändern, Probleme angehen wollen – und als Allererstes ein Zuhause brauchen. „Dafür steht der Name des Projekts“, erklärt Housing-First-Geschäftsführer Moritz Muras. „Die Wohnung ist der Anfang von allem, dann folgt die weitere Stabilisierung.“ Ziel sei es, wohnungs- und obdachlose Menschen in reguläre Mietverhältnisse zu bringen. Die Teilnehmer sollen sich aus einem eigenen, sicheren Umfeld heraus um ihre Probleme kümmern können. „So wie jeder andere auch, Wohnen ist ein elementares Menschenrecht. Wir vermitteln keine vorübergehende Unterkunft, sondern ein Zuhause“, betont Muras.

Vor gut zwei Jahren ist Housing First in Bremen als Modellprojekt gestartet, zur Umsetzung haben sich die Vereine Wohnungshilfe und Hoppenbank zusammengeschlossen. Das Projekt wird laut Muras vom Sozialressort mit jährlich mit einem Budget von 400.000 Euro gefördert.

Wie viele Wohnungen wurden bezogen?

„Bislang konnten wir 34 Menschen in Wohnungen vermitteln“, sagt Geschäftsführerin Svenja Böning. „Zwei Menschen sind gestorben, zwei weitere mussten aufgrund von Räumungen ausziehen. Alle anderen leben dort noch wie vor.“ Hauptmieter sind die Brebau und Vonovia, die Mietverträge werden direkt mit den Teilnehmern geschlossen.

Wie erfahren die Menschen von dem Angebot?

Etwas über Streetworker, gesetzliche Betreuer oder andere Anlaufstellen. „Inzwischen ist das Projekt in der Szene aber so gut bekannt, dass sich die Menschen auch direkt an uns wenden“, sagt Böning. „Die Nachfrage ist deutlich größer als das Angebot. Mit mehr Personal könnten wir mehr Menschen aufnehmen, dafür reicht aber das Budget nicht.“

Wer gehört zur Zielgruppe und wie läuft die Vermittlung?

Voraussetzung ist laut Muras, dass die Menschen mindestens ein Jahr auf der Straße leben, aus unterschiedlichen Gründen keinen Zugang zum Regelsystem und einen Leistungsanspruch haben, damit eine dauerhafte Mietzahlung gesichert ist. „Dann folgt ein Aufnahmeverfahren, wobei auch die gesundheitliche Situation, psychische und Suchtprobleme besprochen werden.“

„Manche möchten etwa vor dem Einzug eine Entgiftung machen“, erklärt Böning. „Wir fragen die Klienten, wie sie wohnen möchten. Ob ein Kinderzimmer benötigt wird, Balkon oder Garten, Anbindung an den ÖPNV, in welchem Stadtteil sie leben möchten.“ Manche suchten ganz bewusst Distanz vom bisherigen Umfeld. Die Entscheidung fällt laut Böning im Team: „Einzugstermin ist nach etwa sechs bis zehn Wochen.“

Wie sieht die weitere Begleitung aus?

Zwei Jahre lang werden die Teilnehmer von Housing First begleitet, bekommen Betreuer zur Seite gestellt. „Der Einzug ist eine besonders intensive Zeit“, erklärt Böning. „Das Leben in einer Wohnung ist nicht selten gewöhnungsbedürftig. Manche schlafen zunächst auf dem Fußboden oder schlagen ihr Zelt auf, ein Teilnehmer ist in der ersten Zeit nur zum Duschen nach Hause gekommen.“

Generell sei einmal in der Woche ein Kontakt vorgesehen. Die Sozialarbeiter unterstützen bei praktischen Dingen rund um Wohnen und Haushalt, beim Kauf von Möbeln und Lebensmitteln, erkunden gemeinsam mit den Teilnehmern ihr neues Umfeld, helfen bei Behördengängen. Zentrale Themen seien Sucht- und Schuldnerberatung. „Wir machen keine Vorgaben, sondern unterstützen. Im Mittelpunkt steht die Frage: Was ist es, was Du gerade bearbeiten möchtest?“, sagt Böning. Häufig gehe es auch um das Thema Familie, etwa den Kontakt zu Kindern wieder aufzunehmen.

Welche Bilanz ziehen die Organisatoren bisher?

„Die Menschen, die einziehen, bleiben“, betont Muras. „Housing First ist ein wirksamer Ansatz, um Obdachlosigkeit nachhaltig zu überwinden. Das zeigt sich bundesweit.“ Muras ist Mitbegründer des Bundesverbands Housing First, in dem 22 Projekte organisiert sind. Mehr als 90 Prozent der Menschen wohnen langfristig in einem stabilen Mietverhältnis in guter Nachbarschaft. Die körperliche und seelische Gesundheit verbessere sich erheblich. „Die soziale Integration in der Nachbarschaft und auf dem Arbeitsmarkt gelingt besser als bei allen bisher bekannten Konzepten der Obdachlosenhilfe“, so ein Fazit des Verbands.

Wie geht es mit dem Bremer Projekt weiter?

„Wir hoffen, dass Housing First in Bremen Bestandteil der Regelversorgung mit einer gesicherten Finanzierung wird“, sagt Muras. „Dieses Ziel ist im Koalitionsvertrag formuliert.“ Das politische Interesse sei da. „Allerdings bereitet uns auch die Haushaltslage Sorgen.“

Was sagen die Teilnehmer?

Vor dem Einzug sei sie skeptisch gewesen, sagt Ahlers. „Mir war nicht klar, warum ich zuerst eine Wohnung brauche, um Probleme angehen zu können. Ärzte hatten mich für eine Therapie abgelehnt, ich wurde als Obdachlose herumgeschoben.“ Schließlich habe sie eingesehen, dass ein Zuhause ihr die Stabilität gebe, die sie für alle anderen Dinge benötige. „Ich kann Freunde einladen, ein soziales Leben führen, wie es vorher nicht möglich war. Volle Kanne.“

So geht Natasha Schlothauer auf Betroffene zu

VON ULRIKE TROUE

Eiskalt fegt der Wind durch die Katharinenstraße in der Innenstadt. Vorm Schaufenster an der Ecke zur überdachten Einkaufspassage hat Tom sich im Schneidersitz auf einem Kissen auf dem nasen Pfaster niedergelassen. Neben ihm liegt Mischlingshündin Nelli, seine ständige Begleiterin, eingekuschelt unter einer Decke. „Moin, und einen schönen Tag“, grüßt der Obdachlose freundlich alle Vorbeikommenden. Obwohl Tom wegen der signalgelben Steppjackenärmel unter der dicken schwarzen Weste nicht zu übersehen ist, schauen viele Passanten nicht her, setzen eher eilig ihren Weg fort.

„Was soll das? Können die Leute nicht mehr ‚Guten Tag‘ sagen? Haben die keinen Anstand mehr?“, fragt der 39-Jährige. Es verletzt Tom, nicht als Mensch gesehen und behandelt zu werden, so als würde er nicht zu unserer Gesellschaft gehören. Dabei bittet er nach eigener Auskunft bewusst nicht um eine Spende. Er will auf keinen Fall in einen Topf mit bettelnden Banden geworfen werden.

Durch ignorantes Verhalten würden Bedürftige nicht aus Bremen verschwinden, sagt Natasha Schlothauer. „Und es fühlt sich

für beide Seiten nicht gut an“, ist die 59-Jährige überzeugt. Sie wünscht sich wieder mehr Respekt und Offenheit im Umgang untereinander. „Schon ein freundliches Wort signalisiert: Ich sehe Dich, und das wärmt das Herz“, sagt die Juristin und Fachärztin für Arbeitsmedizin am St. Joseph-Stift. Seit Jahren bemüht sie sich, obdachlos und papierlosen Menschen in Bremen medizinisch und durch Kleider- oder Geldspenden zu helfen.

Fireinander da sein – damit verbindet die Bremerin nicht zwangsläufig finanzielle Hilfe, sondern in erster Linie mehr Menschlichkeit. „Ansprechen kann man jeden, und nett sein kann jeder“, sagt sie.

„Hi Tom, lange nicht gesehen“, begrüßt sie ihr Gegenüber. Dann hockt sie sich neben ihm und zieht eine ausranierte Isodecke und ein Spielzeug von ihrem Hund Arie aus ihrer Tasche. „Oh cool, das ist gut“, freut sich der Obdachlose für Nelli. Beim Klönschnack auf Augenhöhe tauschen die beiden Befindlichkeiten, Neuigkeiten und anderes Persönliche aus – wie Freunde. „Es tut der Seele gut, wenn jemand zuhört und fragt, wie es geht“, weiß die Betriebsärztin.

Nach etwa einer halben Stunde erkundigt

sich Schlothauer bei der Umarmung zum Abschied noch, ob Tom etwas fehlt, das sie ihm besorgen soll. „Warme Handschuhe und Boxershorts“, sagt er.

Während der Corona-Pandemie sei Schlothauer aufgefallen, dass das Zwischenmenschliche verloren gegangen sei. „Jeder guckt nur auf sich, alle gehen auf Abstand“, hat die dreifache Mutter festgestellt. Ganz bewusst ist sie nach der Pandemie auf zwei, drei Obdachlose in Bremen zugegangen, um sie besser kennenzulernen und gezielt zu helfen.

Obdachlose in Bremen

Im Land Bremen gibt es nach Schätzung des Vereins zur Förderung der medizinischen Versorgung Obdachloser zwischen 500 und 600 wohnungslose Menschen. Die meisten von ihnen schlafen nach Auskunft des Sozialressorts in Notunterkünften. Etwa 150 verbringen ihre Nächte aber im Freien. Damit bedürftige Menschen an Tagen mit Temperaturen unter vier Grad nicht frieren müssen, können nach Aussage von Eileen Burnam, Leiterin der Wohnungslosenhilfe der Inneren Mission, 104 zusätzliche Betten für Obdachlose in einer Notschlafstelle in der Friedrich-Rauer-Straße genutzt werden. RIK

Begegnung auf Augenhöhe: Natasha Schlothauer setzt sich zum Klönschnack neben ihren obdachlosen Freund Tom, bei dem sie sich auch danach erkundigt, was er dringend benötigt.



FOTO: KARSTEN KLAMA